

# Ein Fest

Autor(en): **Kaufmann, Friedrich F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672794>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ein Fest

Von Friedrich F. Kaufmann

Gerard Duval, ein junger Bildhauer, wohnte am Montmartre in einem kleinen, einfachen Atelier. Der Blick durch das grosse Fenster begegnete nur Schornsteinen, Dächern — und die einzigen Menschen, die er hier oben zu sehen bekam, waren manchmal ein Schornsteinfeger und täglich jener Maler, der sein Atelier jenseits des engen Licht-hofs hatte. Gerard konnte das Leben seines Gegenübers studieren, hätte er gewollt; konnte sehen, wie er Frauen empfing, wie sie sich entkleideten und Modell standen. Und manches andere konnte er sehen. Aber das tat er nicht. Er hatte kaum Zeit genug, seine Gedanken zu bändigen. Er hatte überhaupt nur Zeit für seine Gedanken. Und dies war auch der Grund, weshalb er von seiner Frau Suzanne getrennt lebte, obgleich sie einander regelmässig besuchten, sofern sie Zeit dazu fanden. Suzanne war Graphikerin und wohnte ganz in der Nähe, zwei Gassen weiter. Aber dieser Weg erschien den beiden immer länger. Es gab ausserdem Eigenschaften, die einer beim andern missbilligte und die sich durchaus nicht mit den Vorstellungen deckten, die sie von ihrem Lebensgefährten in sich trugen. Diese langsame Entfremdung wurde nun durch ein Ereignis noch tiefer.

Der Maler, dessen Atelier gegenüber dem Gerards lag, wie ich bereits erwähnte, kam Gerard eines Abends besuchen. Es war ein Herbstabend, etwas trüb, aber trocken und warm. Ein Gespräch entstand, wie es durchaus nicht nur in Paris zwischen zwei Künstlern entstehen kann, so weit es seinen Sinn betrifft, nicht aber die Art, wie es geführt wurde. Man könnte sagen, es war französisch in seiner Leichtigkeit, die eine kaum sichtbare Schwermut in den Augen zu überdecken suchte. Und da man einander verstand und endlich das Gefühl hatte, man dürfe nicht tiefer in die besprochenen Probleme eindringen, ohne sie zu zerreden oder ihnen zumindest etwas von ihrer Unberührtheit zu nehmen, schlug der Maler vor (er hiess übrigens Jean), ein kleines Künstlerfest im Atelier des Malers Dubois zu besuchen, von dem er zufällig wusste; denn ein Freund hatte ihn dazu eingeladen. Doch war es hierfür nötig, sich zu maskieren. Es sollte ein unbeschwertes Fest sein, nicht eingeschränkt durch die Persönlichkeit des einzelnen, durch seinen Namen, sein

Gesicht ... (den Anlass zu diesem Fest kannte Jean selber nicht).

So gingen die beiden hinüber in Jeans Atelier, wo er, wie er sagte, einige Kostüme und Masken liegen hatte. Sie maskierten sich, eilten die Treppe hinunter, überquerten die enge Gasse, noch ein Stück weiter, die Treppen hinauf und sie waren am Ziel. Einige Gäste hatten sich bereits eingefunden, der Raum war geschmückt, ein Grammophon spielte. Gerard verlor Jean aus den Augen. Aber es war unglaublich, wie leicht er so ohne Namen, ohne Gesicht, ohne getragene Persönlichkeit, Anschluss fand. Der Raum war nicht allzu hell erleuchtet. Die Stimmen hinter den Masken klangen dunkler und fremd. Gerard sah um sich, lachte mit diesem und jenem, von dem er nicht wusste, wer er war, ein Freund vielleicht, vielleicht ein Feind oder ein Fremder.

Bis es dann geschah. Gerard sah Marie Antoinette. Die historische Marie Antoinette natürlich. Gerard sprach sie an. Und schon im ersten Augenblick war eine Wärme da und ein Gefühl, als wäre man sich lange nahe gewesen. Dieses Gefühl war ein seltenes Geschenk für Gerard und er ging wohl kaum fehl, wenn er annahm, dass er die als Marie Antoinette verkleidete Frau nicht kannte, sonst hätte er doch auch ohne Maske die seltsame Fremdheit, die allerdings von einer freundschaftlichen Verbundenheit übertönt wurde, im Gespräch mit dieser Frau spüren müssen. Diese Wärme, dieses wortlose Verstehen nach den ersten paar Sätzen, hatte Gerard in seiner Verbindung mit Suzanne immer so schmerzlich vermisst. Und Marie Antoinette (ich will sie fortan so nennen, war dies doch ein Fest von Menschen ohne Namen und Gesicht) musste wohl ein Aehnliches fühlen, denn wie wäre sie sonst dazugekommen, ihre behandschuhten Finger auf seine Hand zu legen, so dass er ihren Pulsschlag spüren konnte. Die Zeit verging, es war spät nachts. Die Namenlosen tanzten und lachten. Und Gerards Gefühl der Zuneigung war tief und es stand zweifellos fest, dass es nicht einseitig war.

Es lässt sich nicht beschreiben, was in solchen Augenblicken in zwei Menschen vorgeht, besonders wenn sie wissen, dass das Morgengrauen ein Auseinandergehen bringt. Solche Menschen trinken jede Sekunde und es ist nicht unverständlich, wenn es sie drängt, sich ganz nahe zu sein.

Von allen unbemerkt verliessen die beiden das Atelier Dubois, hielten sich bei den Händen und traten auf die Strasse. Gerard führte sie nicht in

seine Wohnung; denn er war gezwungen, ohne Namen zu bleiben, dachte er doch in diesem Augenblick an Suzanne, seine Frau, und gerade jetzt wollte er nicht davon sprechen ...

Marie Antoinette hatte scheinbar keine Wohnung hier in der Nähe, denn sonst hätte wohl sie ihn zu sich genommen. Sie fanden sich dennoch zueinander. Und sie wollten Namen haben für das Geliebte, aber die Nacht war dunkel, die Stimmen fremd, denn sie nahmen die Masken nicht ab. Sie gaben sich Namen, wie sie sich alle Liebenden geben.

Und dann, später, bat Marie Antoinette Philippe (da sie ja Gerards Namen nicht kannte, nannte sie ihn so), einstweilen allein in Dubois' Atelier zurückzukehren, müsste sie doch noch im Vorraum ihr Haar in Ordnung bringen. Gerard ging. Marie Antoinette sah ihn in der Tür verschwinden.

Und Gerard wartete. Dann brachen die Gäste auf und er suchte Marie Antoinette, suchte sie überall. Aber er fand sie nicht mehr. Jean brachte ihn nach Hause.

Gerard fand Marie Antoinette nicht mehr, obwohl er sie lange suchte und zu Dubois ging und ihn nach Marie Antoinette fragte; doch der kannte sie nicht. Und bei jeder Frau, der er begegnete, prüfte er sein Gefühl, konnte doch jede Marie Antoinette sein. Aber sein Gefühl versagte, musste versagen, denn sonst hätte es ihm einmal bedeutet: das ist sie.

Die Entfremdung zwischen Gerard und Suzanne wurde dadurch natürlich nicht kleiner; im Gegenteil: immer wieder drängten sich ihm Vergleiche zwischen Marie Antoinette und seiner Frau auf; die fielen alle zu Suzannes Nachteil aus, und Gerard bekam das bedrückende Gefühl, an seinem Leben vorbeigegangen zu sein, etwas versäumt zu haben, das wunderbar war. Nur eines verstand er nicht: warum Marie Antoinette verschwunden war, damals, in jener Nacht ...

Und so wurde es Gerard Duval in dem seither

vergangenen Jahr zur Gewohnheit, täglich durch die Strassen von Paris zu streifen und sein Gefühl nach Marie Antoinette zu befragen. Aber es gab keine Antwort. Es schwieg und nur die Hoffnung, sie doch noch zu finden, liess ihn nicht müde werden weiterzusuchen.

Von seiner Frau hatte er sich getrennt; denn er suchte Marie Antoinette.

Das also war die Geschichte von Gerard Duval, dem jungen Bildhauer, der am Montmartre wohnte. Seine Fenster gaben den Blick auf Dächer und Schornsteine frei. Es war warm im Raum und dunkel. Wir sassen uns in einem Winkel gegenüber, tranken Tee und ich, der ich Gerard seit Jahren kannte und ihn nun anlässlich eines Pariser Aufenthaltes besuchte, liess mir seine Erzählung durch den Kopf gehen ...

Vor einigen Tagen war ich bei Suzanne zu Besuch gewesen und seltsam: ich musste mich jetzt der Geschichte erinnern, die sie mir anvertraut hatte.

«Du trugst damals Maske und Kostüm Philipps von Spanien?» fragte ich Gerard unvermittelt.

Er nickte gleichgültig: «Ja, Philipp von Spanien ... Ich sagte es doch vorhin ...!»

Er hatte es nicht gesagt, aber er merkte es nicht. Und durch die Bejahung meiner Frage, die ich im Zusammenhang mit der Erzählung Suzannes gestellt hatte, war plötzlich alles klar.

Ich sah hinaus auf die Schornsteine, hinüber ins Atelier Jeans, sah Gerards Gesicht, als er seiner Hoffnung Ausdruck gab, Marie Antoinette morgen zu finden, und schwieg ...

Was hätte ich auch sagen sollen?

Etwa: dass jene Marie Antoinette in Wirklichkeit Suzanne war, seine eigene Frau? Oder dass sie beide von einem unbekanntem Partner träumten, der sie selber war?

Hätte ich da nicht etwas zerstört in Gerard Duval ...»